Kinder der Not.

Roman von Max Treu.

(3. Fortsetzung.)

Dann schieden sie. Sie sollten sich nicht wiedersehen. — Lossau ritt in die Nacht hinein. Er ließ sein Tier tüchtig ausgreifen; ihm kam darauf an, vor Einbruch der Morgendämmerung wieder an Ort und Stelle zu sein. Bisher war offenbar drüben bei den vor Jena stehenden Preußen alles ruhig verlaufen; kein auffälliger Ton, wie etwa Gewehr- oder Geschützfeuer klang von dort herüber — alles still, ringsum das große Schweigen der Nacht.

Voll innerer Freude ritt Konrad seines Wegs. Hatte ihm doch der Tag die Erfüllung eines seiner heißesten Wünsche gebracht: die Stätten mit eigenen Augen sehen zu können, die durch das Wirken seiner großen Lieblinge geheiligt worden waren. Daß ihm dieser Wunsch durch eine kleine Insubordination erfüllt worden war — was verschlug das? Die verbotenen Früchte sind ja immer die süßesten; er wußte es längst aus übermütigen Berliner Garnisonstagen. Und was kam darauf an, ob bei dem an Ort und Stelle festgebannten preußischen Heere in diesen Abendstunden ein junger Offizier mehr gewesen war oder weniger? Die Uhr des Dienstes war sicher auch ohne ihn weiter vorgerückt, und er hatte, statt Gamaschenknöpfe und Uniformkragen zu mustern, sein Herz von einem Hauche der Unsterblichkeit durchwehen lassen, wie er aus den Werken der großen Dichter, aus ihrem Leben und Streben emporstieg.

Er wußte nicht, wie lange schon er so in Gedanken versunken geritten sein mochte. Er warf einen Blick auf die Uhr. Mit Mühe nur ließ sich in der Dunkelheit, durch die immer dichterer Nebel gespenstisch seine Schleier schleppen ließ, die Stunde erkennen. Mein Gott, war er denn wahrhaftig schon zwei Stunden geritten? Dann konnte ihm jeden Augenblick das „Wer da?" der ersten Vorposten entgegenschallen.

Aber — er fuhr zusammen — wie war das denn? Er war doch auf dem Herwege durch ein paar Dörfer gekommen — Schwabhausen — Mellingen — ja, wo waren sie denn? Er hätte sie doch auch auf dem Rückweg wieder berühren müssen. Aber erwußte genau: er hatte kein Haus gesehen, keinen Kirchturm, kein Scheunendach; kein einziger Hundeblaff hatte ihm die Nähe bewohnter Stätten dargetan.

Er strengte seine Augen an. Jetzt durchdrangen sie das Dunkel auf einige Schritte. Er stutzte und hielt erschrocken den flott trabenden Gaul an. Im Nu war er aus dem Sattel, trat einige Fuß breit seitwärts nach dem Rande des Weges zu und erschrack aufs neue. Das Blut wollte ihm in den Adern erstarren. — Nein, nein, nein, diese Straße war er nicht gekommen, denn diese Straße war ein tief eingeschnittener Hohlweg, dessen Wände senkrecht emporstarrten, und er wußte ganz genau, daß der Weg, den er hergeritten war, auf einem Hochplateau entlang geführt hatte, völlig eben, ohne Defilees und Durchschnitte.

Um Himmels willen, wo war er? Hatte der Nebel ihn irre geführt? Und waren seine schweifenden Gedanken der Bundesgenosse dieses Irreführers gewesen? Alle Fragen änderten nichts an der leibigen Tatsache: er war verirrt, er wußte gar nicht, wo er war. Aber jetzt nur schnell — handeln — handeln — handeln! Kein Zaudern, kein Zeitvertrödeln mehr — jetzt nur feststellen, wo er sich befand, sich den rechten Weg weisen lassen, und dann vorwärts. —

Er saß wieder im Sattel und ließ das Pferd ausgreifen. Etwa eine halbe Stunde mochte er geritten sein, da bemerkte er, wie zuweilen ein blitzender Strahl durch die Finsternis vor ihm aufzuckte. Das mußte ein Licht sein. Er hielt den Braunen an, legte die Hände wie einen Trichter vor den Mund und rief:

„Hallo! Hallo!"

Wieder zuckte der Lichtstrahl durch den Nebel — einmal, zweimal, dreimal. — Und nochmals rief Lossau, lauter und kräftiger noch als das erstemal: „Hallo! Hallo!"

Der Lichtstrahl wurde klarer; deutlich sah man die Nebelmassen um ihn spielen, und gleich darauf antwortete eine Stimme: „Hallo!"

Konrad gab dem Braunen die Sporen, und ein paar Augenblicke später leuchtete ihm eine Laterne entgegen, stand ein junger, hochgewachsener Mann ihm gegenüber. Verwundert sah er den Offizier an.

„Guter Freund," sagte Lossau nach kurzem Gruße, „wo bin ich hier? Ich will nach Jena."

Der andere hob die Laterne, beleuchtete Roß und Reiter.

„Nach Jena? Auf diesem Wege werden Sie nicht nach Jena kommen, Herr Leutnant."

Der Mann trug die Tracht der Landbewohner, aber aus seinen Worten merkte Konrad, daß er offenbar nicht ungebildet war.

„Ja, wo bin ich hier?" fragte er weiter.

„Hier sind Sie dicht bei dem weimarschen Orte Vieselbach — drei Viertel Wegs zwischen Weimar und Erfurt." —

Fassungslos starrte Lossau den Sprecher an.

„Wo?" kam es mechanisch über seine Lippen.

„Bei Vieselbach, Herr Leutnant."

Ein kräftiger Fluch entfuhr dem Munde Lossaus.

„Und wie weit ist es von hier bis Jena?"

Der Fremde leuchtete bedeutsam das Pferd an, dessen Flanken heftig auf und niedergingen.

„Mit einem abgetriebenen Pferd werden Sie überhaupt nicht nach Jena kommen. Ein anderes aber wüßte ich Ihnen im Ort nicht zu verschaffen. Was von Pferden da war, hat man für das Heer requiriert und gekauft. Wenn Sie aber Ihrem Tier einige Stunden Ruhe und ein ordentliches Futter gönnen" —

„Allmächtiger Gott! Das ist unmöglich." —

Der andere zuckte nur die Achseln.

„Höchstens so unmöglich, wie daß Sie auf diesem Pferde nach Jena gelangen."

Lossau war aus dem Sattel gesprungen. Er betrachtete prüfend den Braunen. In der Tat, mit dem konnte es nicht mehr lange gehen. Er wußte schon aus Erfahrung, daß dieses Pferd, sein Dienstpferd, kein ausdauernder Gänger war, und er hatte, bevor man ins Feld rückte, Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um ein besseres zu erhalten. Es war vergebliche Mühe gewesen; die Lorbeeren des großen Königs, so schien man an den zuständigen Stellen zu glauben, würden zweifellos auch das schlechteste Pferdematerial ausgleichen.

Was nun?

Eine kurze Ueberlegung. Es blieb in der Tat nichts anderes übrig, als den Braunen ruhen zu lassen und abfüttern. Und in diesem Entschlusse wurde Konrad bestärkt durch die Erwägung, daß, selbst wenn er jetzt weiterritte, er sich bei der völligen Unbekanntschaft mit Weg und Steg in der Dunkelheit aufs neue verirren müsse. Zwar war die Dämmerung nicht mehr fern, aber was an Zeit noch bis dahin fehlte, genügte vollkommen, um ihn von seinem Ziele immer weiter abirren zu lassen.

„Können Sie meinem Pferde zu einem Stall und etwas Futter und mir zu einem Imbiß verhelfen?" fragte er endlich den Fremden.

„Selbstverständlich, das ist meine einfache Pflicht. Darf ich Sie bitten, mir zu folgen?"

Er schritt voran. Die Laterne leuchtete durch das Dunkel. Ein großer Hund hatte sich zu ihm gestellt, der ihn in mächtigen Sätzen umsprang.

„Es ist nur gut, daß ich wenigstens jemand traf," sagte Lossau.

„Ein Zufall!" entgegnete der andere. „Es treibt sich jetzt im Nachzug des Heeres so viel Gesindel hier herum, und Kartoffeln, Feldfrüchte, Aepfel und Birnen werden uns zentnerweise gestohlen. Da muß immer jemand nachts die Runde machen."

„Und wer sind Sie?" fragte Konrad.

„Ich heiße Ernst Koster und bin der Sohn eines Bauerngutsbesitzers aus Vieselbach."

Konrad dankte und nannte seinen Namen.

„Es tut mir sehr leid," fuhr Koster fort, „daß ich Ihnen kein Ersatzpferd geben kann. Aber im ganzen Orte ist alles Brauchbare requiriert und aufgekauft, so daß wir selbst alles Nötige mit Kühen besorgen müssen. Es wird Monate lang dauern, bis wir wieder Pferde haben. Gebe Gott, daß der Krieg bald aus der Gegend verschwindet — wir leiden schwer darunter."

„Es muß bald eine Entscheidung fallen", fiel Lossau ein.

„Und glauben Sie, daß sie zu Preußens Gunsten fällt?"

„Ich glaube es."

Koster entgegnete nichts. Aber Lossau sah, wie er leise die Achseln zuckte. —

Sie waren angelangt. Das Pferd wurde in den Stall geführt und gefüttert. Koster weckte eine Magd, und bald stand dampfender Kaffee, Brot, Butter, Schinken und Wurst vor Konrad. Aber es wollte ihm nicht schmecken, so sehr auch sein freundlicher Gastgeber ihn bat, zuzulangen. Eine tiefe innere Unruhe drohte ihn zu verzehren.

Durch die Fenster zogen die ersten Lichter der Dämmerung. Der Morgen kam, fahl und grau, in schweigende Nebel gehüllt.

„Es wird ein trüber Tag", sagte Koster.

Lossau nickte stumm.

„Möglich," fuhr der junge Mann fort, „daß es auf den Höhen um Jena, wohin Sie wollen, freier ist: der Wind weht dort stärker und jagt die Nebel immer bald auseinander. Bei uns hier im Tal nisten sie sich gern ein" —

Er brach plötzlich ab. Ein dumpfer Ton schallte von weither durch die Luft. Konrad ließ die Gabel fallen, die er in der Hand hatte. Ein zweiter Ton folgte, ein dritter — vierter — einer nach dem andern — immer mehr — mehr. — Ganz deutlich trug der Morgenwind den Schall herüber. Konrad war aufgesprungen. Tiefe Blässe hatte sein sonst so frisches Gesicht überzogen.

„Das ist Kanonendonner!" rief er.

„Kanonendonner!" wiederholte der andere. „Aus Osten, Südosten kommt er — da liegt Jena" —

„Allmächtiger Gott!"

Lossau stürzte hinaus zum Stall; Koster ihm nach.

„Wohin, Herr Leutnant?"

„Zu meinem Regiment!"

„Der Braune trägt sie nicht bis Jena — trägt sie noch viel weniger die Bergwege, die Sie reiten müßten, wenn Sie den Weg kürzen wollten."

„Mein Gott im Himmel! Und Sie haben kein anderes Pferd?"

„Im ganzen Orte sind ein paar alte Mähren, mit denen Sie nicht über einen Sturzacker herüberkommen — sonst nichts."

„Aber ich muß fort! Mann, verstehen Sie nicht: ich muß, ich muß! Ehre und Stellung steht auf dem Spiel." —

Koster überlegte einen Augenblick.

„Dann bleibt nur eins, Herr Leutnant! Sie reiten von hier nach Weimar — es ist glatte Straße, das hält der Gaul noch aus — und melden sich beim dortigen Kommandeur; er mag Ihnen dann weitere Befehle geben." —

„Sie haben recht." —

Schon saß Konrad im Sattel.

„Leben Sie wohl, mein Freund," sagte er, dem andern die Hand reichend, „herzlichsten Dank! Vielleicht kann auch ich Ihnen einmal in der Not helfen. — Die Wege des Lebens sind oft wunderbar, und vielleicht führen sie uns noch einmal zusammen." —

Konrad jagte davon. Das Pferd griff besser aus, als er zu hoffen gewagt. Ventre à terre ging es vorwärts, als rate das Tier, um was es sich handle.

Immer deutlicher klang der Kanonendonner herüber. Jetzt war es ein ununterbrochener, dumpfer Schall, keine einzelnen Schläge mehr. Man merkte es: das war kein harmloses Vorpostengefecht mehr, keine Schreckschüsse und keine Rekognoszierungsschüsse einzelner Abteilungen — das war der Donner einer Weltschlacht, in der Staaten und Kronen den Einsatz bilden. —

In rasendem Galopp ging es weiter, was der Gaul hergeben wollte. Und er hielt aus. Nach stundenlangem Ritt kamen die Türme von Weimar in Sicht. Und jetzt erkannte der Reiter deutlich auf dem Plateau hinter der Stadt, das sich nach Südosten hinüberstreckte, schwere, tiefhängende, weißgraue Wolken, die bleiern über der Erde schwebten — das war kein Nebel, das war der sich in der trüben Herbstluft zusammenballende Rauch der Geschütze. Und deutlich hörte das geübte Ohr jetzt auch das Rottenfeuer der Infanterie mit seinem charakteristischen, gelegentlichen Plötzern — dem Entsetzen jedes damaligen Kommandeurs. Nur mit Mühe kam Lossau in die Stadt. Alle Straßen waren bedeckt mit Truppen, Pferden, Geschützen und Wagen aller Art. Staunen und Bestürzung war auf allen Gesichtern zu erkennen. — Niemand schien den Feind so nahe geglaubt zu haben. Worüber aber Lossau sich am meisten wunderte, das war der Umstand, daß hier offenbar bis jetzt kein Mensch ans Marschieren dachte; nirgends bemerkte das spähende Auge des jungen Offiziers die Anzeichen, welche auf den Aufbruch eines Korps zu deuten pflegen. Und er wußte: hier standen unter dem Befehl des Generals von Rüchel mehr denn 20,000 Mann, eine vortreffliche Truppe, die, gut und energisch geführt, wohl geeignet war, an bedrohter Stelle nachdrückliche Hilfe zu leisten oder in der Stunde der Entscheidung den Ausschlag zu geben. Weshalb ließ der General diese stattliche Truppe hier in Untätigkeit beharren, statt sie auf den Kanonendonner zu marschieren zu lassen?"

Diese Gedanken fuhren Lossau durch den den Kopf, als er in Rüchels Quartier trat. Alles war voll von Adjutanten, Stabsoffizieren und Ordonnanzen. Nur mit vieler Mühe gelang es ihm, sich Zutritt zum General zu verschaffen, der mit Meldungen aller Art überlaufen wurde. Auch hier in den Vorzimmern des Kommandierenden wurde der scharfblickende Offizier den bösen Eindruck nicht los:

„Alles ist bestürzt! Man ist überrumpelt worden! Kein Mensch weiß, was zu geschehen hat! Der Hut des Kapitäns von Liebhaber hat offenbar seinen Dienst verfagt und sich als ein Hut allergewöhnlichster Art erwiesen."

Endlich, endlich, nach qualvollem Warten stand Lossau vor dem General.

(Fortsetzung folgt.)

— Beim Photographen. „Bitte recht freundlich, Herr Zipfel; denken Sie mal nicht an Ihre Frau!"

Die kluge Lotte.

Eine Kindergeschichte. Von Luise Bruhn.

Die kleine Lotte hüpfte vor Freude: „Ach ja ... ich will dem Papa die schönen Blumen bringen .... und das weiße Kleid will ich anziehen, Mama .... oder meinst du das himmelblaue?"

„Das weiße, liebes Kind!"

Lotte wurde nachdenklich.

„Aber Papas Geburtstag ist doch erst im November, Mama .... und jetzt ist doch erst ...."

„Es ist nicht Papas Geburtstag heute, Lotte; aber ein anderer wichtiger Tag."

„Soll ich denn nicht gratulieren, Mama?"

„Doch, das sollst du tun, mein Kind."

Die kleine Lotte stürmte davon und kam nach Verlauf einer Viertelstunde in einem duftigen, weißen Kleidchen zurück.

„Ich weiß jetzt, Mama .... heut' ist dein Hochzeitstag. Die Grete hat mirs eben gesagt. Warte nur, Mama, du bekommst sicher auch Blumen von Papa ... paß nur auf!"

Aber die Mama wandte sich ab und sagte lächelnd:

„Ach, Papa hat an so viel andere Dinge zu denken! Vor allem an seine Kranken."

„O, aber das vergißt er doch nicht .... das weiß ich ganz gewiß! Aber Mama," rief das lebhafte Kind und seine großen, blauen Augen blitzten aus dem feinen, klugen Gesichtchen, „warum gehst du nicht selbst zum Papa?"

„Ich habe Kopfweh, liebes Kind, das würde Papa bemerken, und da er sich ja immer mit Kranken beschäftigen muß, möchte ich ihm nicht auch noch Mühe machen!"

„So reisen wir auch heute nicht zu Tante Julie?"

„Doch, doch, mein Kind."

Die kleine Lotte sah jetzt nachdenklich drein.

„Ich will lieber nicht zu Papa gehen, Mamachen, Er soll doch zu dir kommen .... nicht?"

„Du wirst gehen, Lotte. Papa würde sonst sehr böse werden."

Sie gab dem Kinde die prachtvollen Blumen in die Hand.

„Du sollst heute ganz besonders lieb und gut mit dem Papa sein .... Dann wird er vielleicht mit uns reisen, Lotte. Du mußt ihm sagen, wie lieb du ihn hast .... willst du das?"

„Gewiß, Mama, gewiß."

Langsam ging Lotte jetzt mit den schönen Blumen davon.

— — — — — — — — — —

Doktor Rolf Dahlberg saß in seinem Empfangszimmer. Die Sprechstunde war vorüber und er war müde und abgespannt. Glücklicherweise ist es nun August und er kann seine Erholungsreise antreten.

Was ist denn heute für ein Tag? — Richtig! Es ist ja Freitag. Er meint, heute müßte etwas Besonderes sein. Doch ist er sich nicht klar, was es iegentlich sein könnte, und weil man ihm eben die Zeitung bringt, so vergißt er es wieder.

Da hört man draußen einen leichten Schritt. Die Tür wird aufgemacht und Lotte stürmt herein, die schönen Blumen in der Hand.

Was will das Kind denn heute? Und jetzt fällt es ihm ein: Der Hochzeitstag. Er hat ihn richtig vergessen .... hat keine Blumen bestellt für seine Frau .... das ist sehr ärgerlich, höchst fatal!

„Schönen guten Tag, lieber Papa! Ich gratuliere dir auch und hier hast du diese schönen Blumen."

„Vielen Dank, Herzlieb! Das ist ja reizend von dir!" sagt er etwas verlegen und erwidert den herzlichen Kuß seines Kindes.

„Hast du mich denn auch noch lieb, Papa?" sagt Lotte schmeichelnd.

„Gewiß, Herzlieb! Du zweifelst doch nicht daran?"

„Aber du spielst ja gar nicht mehr mit mir und gehst auch gar nicht mehr mit mir spazieren."

„Das werde ich wieder tun, Lotte, wenn ich mehr Zeit habe. Du weißt ja, ich habe immer viel zu tun!"

Inzwischen hat sich Lotte mit der Sicherheit des verwöhnten Lieblings an die Bücher gemacht, die auf dem Schreibtisch stehen.

„Wo bin ich denn, Papa ... ich? Ja, und wo ist denn die Mama?"

„Ach, kleiner Naseweis .... nicht hier auf dem Schreibtisch, im Album sind die Bilder," versetzt er leicht erregt.

„So?" meint Lotte. „Mama hat dich aber auf ihrem Schreibtisch und auch im Album auf der allerersten Seite .... und noch im Armband ... auch in der Brosche ..... überall Papa!"

„Laß mich jetzt in Ruhe, Lotte!" ruft er gereizt.

Lotte aber ist ein verzärteltes Geschöpfchen, nicht gewöhnt, gescholten zu werden; sie fühlt sich durch diese harsche Antwort des Vaters verletzt. Mit vorwurfsvollen Blicken steht sie jetzt vor ihm und sagt:

„Papa .... ich möchte dir etwas sagen. Weißt du, Papa .... ich ... ich habe dich eigentlich nicht mehr ganz so lieb, wie früher. Und die Mama .... die weiß das auch schon .... ich habs ihr gesagt .... Mama meint: Das dürfe ich nicht sagen, aber es ist so, Papa!"

„Aber Kind!" rief er erschrocken und der bittere Vorwurf in den schönen, ernsten, blauen Augen der klugen Lotte überwältigte ihn für einen Augenblick.

Lotte aber vertiefte sich sichtlich in die vor ihr auftauchenden Gedanken und fuhr dann fort:

„Du bist ja auch fast nie mehr bei uns, Papa! — Wozu haben wir dich denn? Immer sind wir allein und warten auf dich. Und dann kommst du nur für eine Minute herein .... manchmal auch gar nicht. Dann müssen wir allein essen .... wir müssen auch allein spazieren gehen. Und abends ist es auch so. Dann gebe ich der Mama immer noch einen Extrakuß für dich und ich weiß gar nicht, ob du ihn auch kriegst. Hast du denn deine Kranken lieber wie uns, Papa? Mama ist immer traurig, weil du nie da bist. Ich weiß das ganz bestimmt. Da fahren wir freilich lieber zu Tante Julie, denn die macht sich wenigstens etwas aus uns. Die ist froh, wenn wir bei ihr sind. Ich will immer bei Mama und Tante Julie bleiben, auch wenn ich einmal groß bin, Papa. Ich will mich nie verheiraten! Wirst du mir das erlauben?"

Anfänglich hatte er ungeduldig mit dem Fuße auf den Boden gestampft .... aber dann setzte er sich nieder und stellte die Kleine vor sich hin.

„Du bist ja ein ganz keckes, unartiges, kleines Mädchen, Lotte. Redest über Dinge, die du gar nicht verstehst .... eigentlich hast du jetzt eine Strafe vom Papa verdient. Was soll ich denn jetzt wohl mit dir anfangen, du altkluge Lotte?"

Wie das Kind ihn ansah mit den tränenfeuchten Augen.

Er konnte die Kleine mit einem einzigen Befehlsworte hinausschicken .... aber er dachte nicht daran.

Er blickte lange in die blauen Augen seines Kindes und zog es dann stürmisch an die Brust.

„Papa .... du weinst ja! Bist du vielleicht auch krank, oder tut dir etwas weh?" fragte das Kind, zu ihm aufschauend.

„Nein, Herzlieb! Komm, wir gehen jetzt zur Mama!"

Das Kind an der Hand, trat er bei seiner Frau ein.

„Ich komme mit leeren Händen, Gabriele, aber mit einer Bitte, einem Vorschlag. Ich trete meine Erholungszeit morgen an. Nun können wir ja zusammen reisen. Ist dir das recht, willst du das, Herzliebste?"

Das Rot der Freude überflog ihr Gesicht, als er sie in die Arme schloß.

Lottes Jubelschrei erstickte die Antwort der Mutter.

„Ach ja, Mama .... nicht wahr .... das willst du lieber?"

Sie lächelte und küßte dankbar das glückselige Kindergesichtchen.

„Ja .... ja .... du meine allerliebste .... kleine .... kluge Lotte!"

Rat.

Laß dich nicht in den Harnisch bringen
Von kleinen Menschen, kleinen Dingen.
Den Elefanten rührt es nicht,
Wenn ihn 'ne winz'ge Mücke sticht.

Gefunden.

(Variante.)

Es ging im Walde
Still für sich hin
Ein Pennebruder,
Hat nichts im Sinn.

Ihm blinkt entgegen,
Versteckt im Moos,
Ein blanker Zehner,
Die Freud' ist groß.

Er denkt: „Den sparen,
Wär' wirklich dumm,
Einzige Lösung:
Kümmel mit Rum."

Er trabt zur Schenke
Im nächsten Ort —
Ein Schluck — ein Glucksen,
Der Zehner war fort.

Einer Nachricht von Martinsburg, W. Va., zufolge verlor die Lehrerin Ada Knode in Kearneysville das Leben bei der Rettung eines ihrer Zöglinge, der achtjährigen Juanita Littington. Während der Mittagspause führte die Lehrerin die Kinder bei einem Spaziergange im Freien bis zu einem verlassenen Steinbruch, welcher mit Wasser angefüllt und ziemlich tief war. Die kleine Juanita beugte sich über den Rand des Steinbruchs und verlor das Gleichgewicht. Obgleich Fräulein Knode des Schwimmens unkundig war, sprang sie dem Kinde nach. Unter fast übermenschlichen Anstrengungen gelang es ihr, das Kind an den Rand des Steinbruchs zu bringen, wo die Mitschülerinnen dasselbe erreichen und in Sicherheit bringen konnten. Infolge der Ueberanstrengung brach die Lehrerin zusammen und ertrank vor den Augen der Kinder. Sie war die Tochter von Herrn und Frau Albert Knode von Shepherdstown in West-Virginien und war seit drei Jahren als Lehrerin in der Kearneyville-Schule angestellt. Sie hatte ein Alter von nur 21 Jahren erreicht.

Der Palmenwald von Elche.

Der größte Dattelpalmen-Bestand in europäischen Ländern.

Den größten Wald bildet die Dattelpalme in Europa bei der Ortschaft Elche in Spanien. In der Ferne gleicht der Palmenhain einem dicht geschlossenen Kiefernwalde. Kommt man näher, so sieht man in scheinbar endlose Palmenhaine hinein, von Palmen des verschiedensten Alters, deren auf den schlanken Stämmen im Winde sich graziös wiegenden Kronen wegen des unaufhörlichen Aneinanderschlagens der klafterlangen, glänzend grünen Fliederblätter ein eigentümliches Rauschen hervorbringen. Ein hellgrünes Unterholz, übersät von brennend scharlachroten Blumen, bedeckt in scheinbar dichtem Bestande den Boden der Haine, so weit wir sehen können: es sind in voller Blüte stehende Granatäpfelbüsche, die hier unter dem lichten Schirme der hochaufragenden Palmen vortrefflich gedeihen. Ueberall sind die fleißigen Bewohner der hier und da zwischen den braunen Schuppenstämmen hervorleuchtenden Häuschen und Häusergruppen mit der Bearbeitung des Bodens, mit dem Ausrotten von Unkräutern, mit der Ausbesserung der Wasserleitungen usw. beschäftigt. Endlich zeigt sich auch die Stadt Elche selbst, die einen ganz maurischen Eindruck macht, obschon die Mauren, die ersten Begründer des Palmenwaldes, längst von der spanischen Erde vertrieben sind.

Der Wald selbst „mißt" drei Stunden im Umfange und enthält an 100,000 Stämme. Das zu seiner Bewässerung erforderliche Wasser liefert der aus den Gebirgen im Norden kommende Vinalapó, dessen breites sandiges Bett aber innerhalb des Gebietes von Elche völlig wasserleer ist, indem sein Wasser mehrere Stunden oberhalb der Stadt durch einen kolossalen, von den Mauren erbauten, das ganze Flußtal absperrenden Damm zu einem gewaltigen seeartigen Bassin aufgestaut worden ist. Von diesem mit Schleusen versehenen Werke leitet man das Wasser in die Kanäle, die sich in ein förmliches Adernetz zerteilen und das befruchtende Naß über die ganze weite palmenbedeckte Fläche verbreiten. Diese besteht aus zahllosen, durch Mauern getrennten Gärten. Jedes Grundstück ist in große regelmäßige Vierecke eingeteilt, die durch breite, sich rechtwinkelig schneidende Sandwege geschieden sind. Um jedes solches Viereck ist eine Reihe von Palmen gepflanzt, weshalb auch jeder Garten von oft vielen sich rechtwinklig kreuzenden Palmenalleen durchschnitten erscheint. Längs der Wegeränder laufen seichte, aus Backsteinen gemauerte Rinnen hin, die sich um jeden Palmenstamm erweitern, worin das Wasser zirkuliert, dessen Verteilung durch eine besondere, schon von Mauren eingesetzte Behörde sorgsam überwacht wird. Die Vierecke selbst dienen zum Anbau von Feld- und Gartenfrüchten, darunter auch Baumwolle, namentlich aber zur Zucht des in parallele Reihen gepflanzten Granatbaumes. Auch Feigen- und Orangenbäume sieht man in vielen Gärten.

Die Dattelpalme erreicht um Elche, überhaupt in jenem Teile Spaniens, eine Höhe von 10 bis 25 Meter und bringt ihre Früchte fast alljährlich zur Reife. Darum sieht man auch in den Kronen mächtige Fruchtkolben mit Hunderten teils halbreifer — in diesem Zustande glänzend goldgelb gefärbter —, teils ganz reifer und roter Datteln herabhängen. Ihre Verwertung bildet den Haupterwerb von Elches Oase, in den sich die Stadt mit 33 kleinen, innerhalb des Waldes gelegenen Ortschaften teilt. Die Datteln verbraucht Spanien selbst, während die Haupteinnahme im Handel mit gebleichten Palmenblättern besteht, die man für die Palmsonntagprozession in ganzen Schiffsladungen aus den Häfen von Alicante und Santa Pola nach Portugal, Irland, Schottland, England und Westfrankreich verfrachtet. Natürlich ist diese Dattelpalme erst künstlich eingeführt, und das soll um 756 bei Cordoba mit einer Palme geschehen sein, von der man sämtliche spanische Dattelpalmen ableitet. Diesen gegenüber machen diejenigen Dattelpalmen wenig Eindruck, die man um Terracina in Unteritalien und an der Riviera um Bordighera zwischen S. Remo und Ventimiglia waldartig gepflanzt sieht. Denn auch dieser Wald soll noch etwa 4000 Stämme zählen. Wahrscheinlich auch erlangt die Palme in Spanien unter der sorgsamsten Pflege ihren höchsten Wuchs; denn wenn man z. B. die Pflanzungen der algerischen Sahara im Ritan daneben hält, wo die Stämme zwar einen Umfang von 8—9 Fuß, die Wedel eine Länge von 15—20 Fuß erreichen, so wird der Stamm doch selten über 30 Fuß hoch. Dennoch liefern die Palmen der Ritans (Kesseltäler) die besten Datteln Afrikas, und das ist die Hauptsache.

— Er kann nichts dafür. Richter (zu einem Vielbestraften): „Immer wieder muß ich Sie hier als Angeklagten sehen!"

Angeklagter: „Was kann ich denn dafür! Einmal wollte ich hier als Zeuge fungieren; da hat mir kein Mensch was geglaubt!"

Eine Kontroll-Maßregel.

Die Einführung des Handelsregisters in England und Frankreich.

Ein unlängst in England erlassenes Gesetz bestimmt, daß sämtliche Kaufleute und Handelsfirmen bis zum 21. März d. J. sich registrieren lassen müssen. Da das Gesetz vornehmlich den Zweck verfolgt, die Nationalität fremder Handelsfirmen, die unter irgend einem englischen Namen arbeiten, dem großen Publikum bekannt zu machen, ist u. a. verfügt worden, daß sämtliche Geschäftsbriefe, Warenkataloge, Zirkulare jener Firmen den richtigen Namen des Geschäftsinhabers tragen und die gegenwärtige oder im Falle einer Aenderung die frühere Nationalität erwähnen müssen. Im Falle einer Unterlassung der Eintragung wird der betreffenden Firma der Rechtsschutz verweigert, so daß eine nicht registrierte Firma den Kontrahenten nicht auf gesetzlichem Wege zur Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen zwingen kann. Das Gesetz kann jedoch naturgemäß nicht sämtliche Handelsfirmen und Handelsgesellschaften erfassen und Aufklärung über den oder die tatsächlichen Inhaber oder Besitzer des Unternehmens geben. Die Aktiengesellschaften, deren Aktien nicht auf den Namen, sondern auf den Inhaber laufen, entziehen sich seinen Bestimmungen, und in diesem Falle können nur die Leiter der Firma, die Proturisten und Direktoren, ermittelt werden.

Aehnliche Maßnahmen sollen auch in Frankreich durch das in Vorbereitung befindliche Gesetz über Einführung des Handelsregisters durchgeführt werden. Zweck des Registers soll sein, bestimmte Eigenschaften und Tatsachen der Kaufleute und Handelsgesellschaften den Interessenten bekannt zu machen und die bis heute vorgeschriebenen Veröffentlichung zu ergänzen. Das Handelsregister soll im Bereiche eines jeden Handelsgerichtes aufgestellt sein, wo ein solches nicht besteht, im Bereiche eines Zivilgerichtes. Es müssen sich eintragen lassen: 1. Kaufleute, Franzosen oder Ausländer, deren Geschäftszentrale sich in Frankreich befindet; 2. Kaufleute jeder Nationalität, die in Frankreich nur eine Niederlassung oder eine Filiale ihres Geschäftsbetriebes haben; 3. französische Handelsgesellschaften; 4. ausländische Gesellschaften, die in Frankreich eine Niederlassung oder Filiale besitzen.

Im Register ist eine Rubrik für jeden Kaufmann und für jede Gesellschaft eröffnet, in der die bekannt zu machenden Einzelheiten aufgezeichnet werden. Sämtliche Aenderungen der registrierten Einzelheiten der eingetragenen Gesellschaften müssen im Register verzeichnet werden.

Um Nachforschungen zu erleichtern, soll in Paris ein Zentralregister geführt werden, in dem sämtliche in den einzelnen Handelsregistern registrierten Firmen eingetragen sind. Doch soll dieses Zentralregister nur Name und Vorname jedes Kaufmanns, die Firma jeder Handelsgesellschaft enthalten mit Erwähnung des Registers, in welchem der Kaufmann oder die Gesellschaft mit allen weitern Einzelheiten eingetragen sind. Das Handelsregister muß öffentlich sein, und jedermann soll das Recht haben, eine Kopie einer Eintragung zu verlangen. Eine Veröffentlichung sämtlicher Eintragungen im offiziellen Organ wäre zu umständlich und würde nur einem geringen Teile von Interessenten nützlich sein. Für die Nichtbeachtung dieser Vorschriften sind scharfe Strafbestimmungen erlassen worden. So soll u. a. die Niederlassung einer fremden Gesellschaft geschlossen werden können, so lange man der Anmeldungspflicht nicht nachgekommen ist. Ein solches Register wird unbedingt der gesamten Kaufmannschaft zu großem Nutzen gereichen, denn wo immer es sich um die Solidität, die Kreditwürdigkeit eines Unternehmens handelt, kann eine klare Einsicht in die innern Zustände der Firma, die genaue Angabe der sie leitenden Personen den besten Beleg für ihre Kreditwürdigkeit liefern und die erwünschte Unterstützung erleichtern. Der Zeitpunkt, in den diese neue Gesetzesvorlage fällt, läßt jedoch unschwer erkennen, daß man sich auch in Frankreich mit ihm für die Zeit nach dem Kriege gegen einen zu starken Fremdeneinfluß zur Wehr setzen will, oder wenigstens einen solchen nicht wieder unbemerkt anwachsen lassen möchte.

Clarence Powers, ein Neger, wurde neulich abends aus dem Blue Mouse Theater in St. Paul in die Waffenhalle abgeführt und hier gezwungen, niederzuknien, die Flagge zu küssen und andere Beweise seiner Loyalität zu geben. Er hatte im Theater, als seine Frau sich während des Spielens der Nationalhymne erhob, ihr geboten, sich zu setzen. Er sagte, er habe den Zweck ihres Aufstehens nicht begriffen, da er gerade einen Wortwechsel mit ihr gehabt hatte. Im Justizdepartement glaubte man ihm und entließ ihn mit einer Verwarnung, gut aufzupassen, wenn die patriotischen Klänge ertönen.